



Feldküche.

---

wedu nge wadi here ne mukoma wake nge wadi here  
unser ist wohl und älterer Bruder sein ist wohl?  
ne tumwana nge wadi here ne washamwari wake nge  
und die Kleinen sind wohl und Freunde seine sind  
wadi here? Munatuma bachi ne hembe ne burukwe  
wohl? Sendet Rock und Hemd und Hose

kuneni, ndiri murombo. Ndinodzidza kwa St. Barbara.  
zu mir, ich bin arm. Ich lerne in St. Barbara.  
Ndini Aloysius Nyanhete.  
Ich Aloysius Nyanhete.

Den Schluß bilde für diesmal ein Brief des zehn-  
jährigen Michael Samhembere, der bei der letzten Schul-  
prüfung vom Herrn Schulinspektor besonders belobt  
wurde. Der Brief ist an den Hochw. P. Franz Wahr  
gerichtet, der seinerzeit die Mission in Triashill eröffnete,  
und jetzt als Lehrer in unserm Missionshause in „St.  
Paul“ in Holland weilt. Er lautet folgendermaßen:

Tinomuda zwizhinzi wanhu we Yuropu. In-  
Wir lieben Sie sehr, Menschen Europas. Höret  
zwanyi masoko angu. Baba unodiwa kwazwo! Ndi-  
Neuigkeiten meine. Vater lieb sehr! Ich  
nobvunza kuti muri wadi here, baba unodikanwa kwazwo!  
frage, ob Ihr wohl seid, Vater lieb sehr?  
Zwino mwakaenda Yuropu, tiri warombo zwino.  
Nun seid Ihr gegangen nach Europa, wir sind Waisen nun.  
Kuti muchiwuya ino, ndinofara  
Wenn Ihr zurückkehren werdet hier, werde ich mich freuen  
ne kupembera kukuru. Baba we munandipindura wo,  
und frohlocken gewaltig. Vater, bitte, antwortet mir;  
garanyi zwakanaka mazuwa ese! Tinamatirenyi pana  
lebet wohl Tage alle! Bittet für mich bei  
Jesu Kristo. Ndini Michael Samhembere.  
Jesus Christus. Ich Michael Samhembere.  
(Fortsetzung folgt.)

### Hungersnot in Keilands.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

„Wie geht es denn jetzt in Keilands?“ dürfte sich  
schon mancher unserer Wohlthäter gefragt haben. „Lebt  
wohl die Schwester noch, die damals so dringend um  
Kleidchen für die armen Heidenkinder gebettelt hat, und  
der wir so vieles schickten?“

Ja, sie lebt noch, sagt allen, die ihr geholfen, herz-  
innigen Dank und betet mit ihren Mitschwestern und  
mit den schwarzen Kindern und Neuchristen fleißig zum  
lieben Gott, daß Er alle diese Gaben mit reichem Segen  
vergelten möge. — Das Missionswerk geht, wenn auch  
langsam, doch stetig voran. Unsere Missionschulen sind  
beständig im Wachsen begriffen. Kostschulen wie in  
Natal haben wir hier nicht, sondern nur Tageschulen;  
wir wären auch gar nicht imstande, sie zu erhalten,  
müssen wir doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen  
froh sein, wenn das wenige, das wir dem steinigen  
Boden abgewinnen können, für unsere eigene kleine Ge-  
meinde reicht. Wie lange schon entbehren wir alles Ge-  
müße, das doch sonst unsere Hauptnahrung ist; denn es  
hat hier seit acht Monaten nicht mehr ge-  
regnet. Wir hatten um teures Geld einen Sack voll  
Saatkartoffel gekauft, und sparten fast jeden Tropfen  
Wasser auf, um die Pflanzen zu begießen. Doch wir  
ernteten nicht einmal die Ausfaat, und die wenigen  
Knollen, die wir bekamen, waren kaum nutzlos.

Ich habe während meines bald 25jährigen Missions-  
leben oft bittere Not erlebt und manches Elend bei

unseren Schwarzen mitangesehen, aber die hiesige Hun-  
gersnot stellt das alles weit in den Schatten. In Natal  
gingen die Schwarzen, wenn sie nichts mehr zu essen  
hatten, aufs Feld hinaus und holten das Unkraut heim  
zum Kochen; hier aber ist, soweit das Auge reicht, kein  
grünes Halmchen mehr zu sehen. Nichts, als weißer,  
glühendheißer Sand am Flußufer, und der Fluß selbst,  
der den stolzen Namen „Großer Keifluß“ trägt, wird  
bald vertrocknet sein; man sieht fast nichts mehr als die  
nackten Felsen, die zum Himmel ragen. Manche  
unserer Schulkinder bekommen bloß alle zwei Tage  
etwas Weniges zu essen, andere können vor Hunger gar  
nicht mehr kommen oder bleiben wenigstens mehrere  
Tage aus. Fragt man sie, weshalb sie nicht gekommen  
seien, so kann man zur Antwort erhalten: „Da und dort  
ist ein Baum, dessen Wurzeln man essen kann; die haben  
wir ausgegraben, um nicht Hungers zu sterben.“

Daß es in solchen Zeiten auch viele Kranke gibt,  
liegt auf der Hand. O welche Not habe ich bei meinen  
verschiedenen Krankenbesuchen gesehen! Da tritt einem  
buchstäblich das „verförmte Elend“ entgegen, und wie  
schneidet es einem ins Herz, dies sehen zu müssen und  
nicht helfen können! —

Das Vieh ist größtenteils der allgemeinen Not schon  
erlegen; hie und da sieht man mitten in einer öden  
Sandfläche ein zum reinsten Skelett abgemagertes Rind  
stehen und Sand fressen, bis es umfällt und verendet.  
Kaum ist es tot, so fallen die Schwarzen mit einem  
wahren Heißhunger über dasselbe her, um das bißchen  
Fleisch abzunagen, das etwa noch an den Knochen hängt.

O mit welchem Bangen schauen die armen Leute  
zum Himmel auf! Es ist jetzt die Zeit der Ausfaat, und  
wenn nicht bald ein Regen kommt, ist das nächste Jahr  
noch ein größeres Hungerjahr als das heurige. —

Wer hilft uns beten, daß die Schwergelährten Leute  
diese Heimsuchung Gottes bestehen? Wer will ein  
Scherlein geben, ihren Hunger zu stillen. Hier tut  
schleunige Hilfe dringend not!

### Seldküche.

(Siehe Bild Seite 88.)

Gardenberg, November 1912. — Die Prosa des Le-  
bens ist nicht immer ohne Poesie, wie auch die Poesie  
nicht stets ohne Prosa. Beides gilt in nicht geringem  
Grade vom Leben des Missionärs.

Die Ritte hoch zu Ross, durch afrikanische Wildnis,  
Steppe und Wüste, über Berg und Tal sind oft reizend-  
schön. Doch „allzuviel ist ungesund“, selbst wenn alles  
wunder schön und hochromantisch wäre. . . . Schon oft  
und oft ging ich um 4 Uhr morgens oder noch früher  
von der Missionsstation weg, machte einen langen schar-  
fen Ritt, las die heilige Messe, erledigte sodann eine  
Menge von Seelsorgsarbeiten, wie Beicht hören, Unter-  
richtgeben, Audienzen erteilen, Frieden stiften usw., und  
kam endlich abends todmüde heim, ohne etwas anderes  
gegessen zu haben als ein trockenes Stück Brot. Magen-  
krämpfe, Milzleiden und andere unangenehme Gäste  
machen sich da mit der Zeit bemerkbarer, als gerade nötig  
wäre. — Essen mit den Schwarzen, oder auch nur ein  
Essen von ihnen annehmen, tat ich bis jetzt nur im  
äußersten Notfalle, wenn ich irgendwo über Nacht blieb.  
Der Kaffer würde einen mit gar zu kaffrischen Augen  
anschauen. Wer mit ihm ißt oder gar trinkt, ist eben  
„Kaffer“ in seinen Augen.

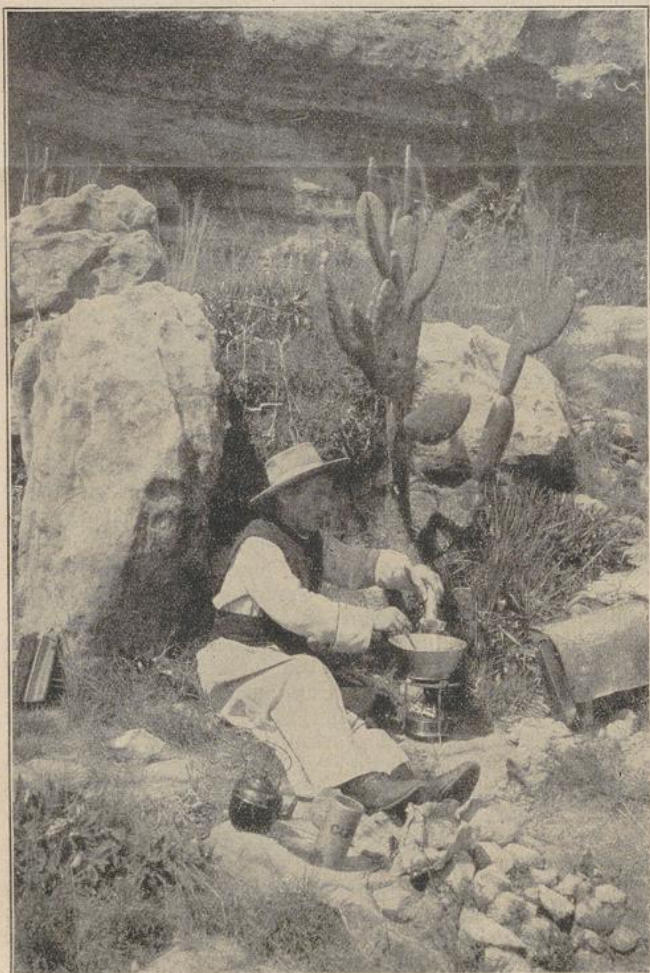
So habe ich mich denn mit einer Feldküche versehen, und das geht prächtig. Als eines schönen Tages der Photograph mit mir ausgezogen war und er gerade an seinem geheimnisvollen Kasten herumhantierte, spürte ich ein menschliches Reges, zog mich in eine Felsenpalte zurück und — kochte. Er fand mich bald, lächelte, richtete sein großes Auge auf mich und — knipste. So kam ich samt Ofen, Erbswurst und Kaffee auf die Platte. —

Es war gerade 12 Uhr Mittags, als uns echt deutsche Erbswurstsuppe aus Heilbronn mit Natalkaffee zu weiteren „künstlichen“ Unternehmungen den nötigen Mut verlieh.  
P. Chrysostronus Ruthig.

### Der Tod ein Seelenarzt.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Vor etwa sieben Jahren kam ich als neugeweihter Priester nach unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie. Die praktische Seelsorge war mir natürlich noch fremd, und doch wartete meiner schon am ersten Tag nach meiner Ankunft ein merkwürdiger Fall:



P. Chrysostronus Ruthig bereitet sein „mittäges Frühstück“.

Es war Sonntag nachmittags, und ich hatte eben die Segensandacht beendet, als ich zu einer schwerkranken Person gerufen wurde. Da der betreffende Kraal in der Nähe lag, machte ich mich sogleich zu Fuß auf den Weg. Bei meiner Ankunft fand ich eine ältere, überaus forpente Frau, die, wie es schien, eben daran war, ihre Seele auszuhauhen. Sie war bewußtlos, sprach nichts, sah nichts, hörte vielleicht auch nichts mehr. — Ich gab ihr schnell die Absolution, griff nach dem Kranken-Dele und erteilte ihr mit einer einzigen Salbung auf die Stirne das heilige Sakrament der letzten Delung, denn ihr Lebenslichtlein wollte, wie es schien, schon im nächsten Augenblick erlöschen.

Doch siehe, nach ein paar Minuten atmete sie wieder tief auf, doch das Bewußtsein kam nicht zurück. Ich führte nun nach kirchlicher Vorschrift die heiligen Salbungen zu Ende, und betete ihr, weil ich doch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß sie noch hörte und mich verstand, kurze Akte der Reue, des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, sowie der Ergebung in Gottes heiligen Willen vor, gab ihr die Generalabsolution und verrichtete zuletzt noch die Sterbegebete. Ihr Zustand änderte sich nicht; ich selbst kehrte erst am späten Abend nach Hause zurück.

Die arme Frau aber hatte noch drei Tage lang mit dem Tode zu ringen, bis sie endlich Mittwoch früh von ihren Leiden erlöst wurde. Es war die Mutter des in unserer Mission sehr bekannten Georg Ngwazi. R. I. P.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich später in „St. Michael“. Ein Bübchen von ungefähr 5 bis 6 Jahren verweilte in unserer Kostschule und war stets frisch und munter. Eines Tages mußte der Kleine ins Krankenzimmer; er war unwohl, doch schien die Sache gar nicht gefährlich zu sein. Da klopfte es plötzlich in der Nacht um 11 Uhr an mein Fenster. Ich möge gleich kommen, hieß es, der kleine Ferrus liege am Sterben! — Und wirklich: wie ich, unverzüglich dem Rufe Folge leistend, an die Lagerstätte des Knaben trete, schien er eben zu sterben. Schnell gebe ich ihm, wie in dem oben angegebenen Fall, die letzte Delung. Das eine Auge des Kindes war schon ganz gebrochen und nur noch ein wenig geöffnet, während das andere noch ein wenig frischer aussah. Doch das Ende kam noch nicht; das beständige Ringen mit dem unerbittlichen Tode dauerte von Samstag abends fort bis Dienstag nachmittags, wo der Kleine endlich still und friedlich seine Seele aushauchte.

Warum ließ der Herr das Kind so lange leiden? Ich vermute, zur Sühne für die Sünden seiner Eltern und um diese wieder auf bessere Wege zu bringen. Denn dieselben waren allerdings Christen, lebten aber leider noch schlimmer als viele Heiden. Sie hatten sich von einander getrennt, und die Mutter hatte sogar die Kleider geworfen und ging offen wie eine Heidin umher. Da hört sie von der schweren Erkrankung ihres Kindes. Sie kommt und sieht mit Schrecken das Glend ihres armen, unschuldigen Kindes. Auch der Vater eilt herbei. Beide bekennen offen, Gott habe um ihrer Sünden willen ihr Kind so schwer gestraft und geloben Besserung. Sie hielten auch